

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

37

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Drault begann von neuem:

„Ach, Sie bilden sich ein, daß wir Ihre Geständnisse nöthig haben. Aber ich beharre nur in Ihrem Interesse darauf. Ihr Leugnen kann nur Ihnen schaden, ebenso wie Ihre Unrichtigkeit nur Ihnen zu gute kommt. Denken Sie daran, daß Ihr erstes Verhör den Richtern vorgelegt und einen sehr schlechten Eindruck auf sie machen wird. Ich öffne Ihnen den einzigen Rettungsweg, der noch bleibt. Ein freimüthiges Bekenntniß kann Ihnen noch die Nachsicht verschaffen, deren Sie sich bisher nicht würdig gezeigt haben. Ueberlegen Sie; ich gebe Ihnen zwei Minuten Frist. Was liegt uns, was liegt der Untersuchung daran, ob Sie reden oder nicht? Wir wissen alles.“

Hizay sah den Richter mit stumpfsinniger Miene an.

„Ja, wir wissen alles. Wir wissen, daß die geheime Vereinigung der „Blauen Brüder“ in Paris einen Putsch vorbereitete, und daß zu gleicher Zeit in der Armee ein schmachliches, feiges Komplott ausgeführt werden sollte. Wir wissen, daß zur Begünstigung des Komplotts und zur Vermeidung von Verdacht, der sich auf die Glenden, die mit der Ausführung betraut waren, Sie und die schon genannten Thouvenin, Bert, Couchery und Richardière nach Poitiers gekommen sind. Wir wissen, daß Sie die Polizei auf Ihre Spur gelenkt haben, während Rochereuil . . .“

Hier machte Drault eine Pause. Er berührte den kritischen Punkt des Verhörs. Wenn Degrange richtig gerathen hätte, so würde Hizay verwirrt werden und in der Bestürzung alles verrathen. Wenn sich dagegen Degrange geirrt hätte, dann würde Hizay sehen, daß die Untersuchung einen falschen Weg eingeschlagen und nicht so weit vorwärts gekommen war, als Drault vorgab. Er würde sich beruhigen und das ganze gewonnene Terrain wäre mit einem Schlage verloren.

„Sehen Sie, mein Sohn, ist es nicht so?“ begann Drault wieder, „glauben Sie, daß Sie uns noch etwas sagen können?“

Hizay machte eine verzweifelte Geberde. Er preßte beide Hände gegen die Stirn, wie wenn er verhindern wollte, daß sie auseinanderprang.

„Ich warte,“ sagte Drault.

Hizay machte eine gewaltsame Anstrengung und schüttelte den Kopf, während er zweimal wiederholte:

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Ich will nichts sagen; nein, ich sage nichts.“

„O, jetzt heißt es nicht mehr: „ich weiß nichts,“ sondern: „ich will nichts sagen.“ Sie gestehen, daß Sie etwas wissen, aber ein falsches Gefühl Ihrer Würde hält Sie zurück. Sie glauben, daß Ihre Ehre Ihnen gebietet, ein Geheimniß zu bewahren, das keines mehr ist. Sie haben sich gewiß durch die schrecklichsten Eide verpflichtet, dem Gericht nichts zu verrathen. Armes Kind, Sie fürchten, Ihre Gefährten zu kompromittiren. Die sind nicht so zurückhaltend gewesen und haben an Sie gar nicht gedacht. Sie haben sich wenig darum gekümmert, Sie zu opfern!“

Hizay hob den Kopf; seine Augen hefteten sich auf die des Richters. Er sah ihn fragend an.

„Nun“, fuhr Drault fort, ich werde Ihnen mehr Vertrauen zeigen, als Sie mir erweisen. Nur der Ehrenpunkt hält Sie noch zurück. So hören Sie denn, daß Couchery und Thouvenin, als sie erfuhren, daß Rochereuil nach dem Scheitern seines schmachlichen Versuchs sich in die Reihen der feindlichen Armee geflüchtet hatte, daß Couchery und Thouvenin alles gestanden haben. So geht es Ihnen schließlich. Die Intriganten und Ehrgeizigen unter Ihnen sädeln die Sache ein. So macht man es auch hier. Nun der Streich fehlgeschlagen, denkt man nur an sich und überläßt Sie Ihrem unglücklichen Schicksal. Sie haben sich gepöfert und hüßen nun für die andern. Sie sind nahe daran, das Schaffot zu besteigen, und die Glenden, die dieses niederträchtige Komplott angezettelt haben, das Leuten aller Parteien Abscheu einflößt, diese Glenden befinden sich in Sicherheit unter dem Schutze der fremden Fahne. . .“

Hizay war vernichtet. Mechanisch wiederholte er: „Couchery hat alles gestanden; Rochereuil ist geflohen?“

Nun bedurfte Drault keines großen Aufwands an Beredsamkeit mehr. Hizay legte ein vollständiges Geständniß ab. Es schien ihm keine schlechte That zu sein, da er doch dem untersuchenden Beamten nichts Neues sagte und seine Kameraden schon Alles gestanden hatten. Die schlechten Instinkte in ihm erwachten. Er empfand Haß und Neid gegen Rochereuil. Uebrigens, sagte er sich, um sich in seinen eigenen Augen zu entschuldigen und sein Gewissen zu beschwichtigen, übrigens ist er ja in Sicherheit. Ich füge ihm keinen Schaden zu.

Da Hizay nur eine untergeordnete Stellung in der Gesellschaft einnahm, konnte er bloß sehr unvollkommene Auskünfte geben. Und doch sprach er schon zu viel! Er erklärte, daß das Komplott bezweckte, den Kaiser inmitten seiner Armee gefangen zu nehmen, und daß zu gleicher Zeit in Paris ein Aufstand ausbrechen sollte. Er erklärte, nach Poitiers gekommen zu sein, um die Agenten der politischen Polizei auf eine falsche Spur zu lenken.

Er hatte sagen hören, daß Rochereuil und Abbé Georget zwei Führer der Gesellschaft waren. Die Namen der andern kannte er nicht. Schließlich glaubte er, daß Rochereuil und Abbé Georget persönlich den Plan im Hauptquartier der Armee ausführen sollten. Wenigstens hatte Couchery, der eine höhere Stellung einnahm, es ihm gesagt. Er wußte nicht, wer die drei Personen waren, mit denen man Rochereuil und den Abbé in Erfurt gesehen hatte.

Drault wollte noch mehr aus ihm heraus holen und bedrängte ihn mit Fragen. Hizay schwor, daß er die ganze Wahrheit gesagt habe. Drault blieb hartnäckig. Da trat Degrange zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Schicken Sie den Burfchen fort. Sein Faden ist zu Ende. Wir würden nur unsere Zeit dabei vergeuden.“

„Hizay,“ sagte da Drault, „das Gericht wird Ihnen ohne Zweifel Ihre Geständnisse anrechnen, obgleich sie sehr spät gekommen sind, und ich sie Ihnen nur mit Mühe abringen konnte. Hoffen Sie nur. Obgleich Sie schuldig sind, wird Ihnen Ihre Unerfahrenheit und Ihr jugendliches Alter vielleicht angerechnet. Jetzt unterzeichnen Sie Ihr Verhör. Wenn Sie wollen, wird der Herr Gerichtsschreiber es Ihnen vorlesen.“

Hizay gab durch Kopfschütteln zu verstehen, daß es unnöthig wäre. Er stand auf, unterschrieb mit zitternder Hand und ging wankend hinaus.

Drault und Degrange blickten triumphirend einander an.

„Nun, Herr Untersuchungsrichter“, sagte Degrange, „der wäre glücklich im Sack. Mein Kompliment! Sie haben ausgezeichnet manövriert. Durch dieses Verhör wissen wir mehr als wir brauchen.“

„Wir werden noch die vier anderen verhören.“

„O, das ist überflüssig. Schließlich — der Form wegen, wenn Sie wollen; denn ich habe einige Notizen über sie. Es sind Männer; sie werden nichts sagen. Sehen Sie sich die Leute an. Ich werde mich mit Louis Rochereuil beschäftigen und wünsche Ihnen hiermit guten Tag. Uebrigens ist es nicht mehr nöthig, die Herren in strenger Hast zu halten.“

„Wie! Wir sollen sie miteinander verkehren lassen?“

„Aber gewiß! Es ist durchaus nicht unzulässig. Im Gegentheile. Es wird lebhafteste Diskussionen, Borwürfe geben, sie werden den Berräther bedrohen. Und dieser wird, um sich zu rächen, uns auf dem Laufenden halten. Ach, der kleine Hizay wird eine böse Viertelstunde erleben. Das wird heiter!“

XXVIII.

Drault ließ nach einander die vier Gefährten Hizay's, Couchery, Bert, Thouvenin und Richardière vorführen. Jedem legte er hastig einige Fragen vor, auf die sie verneinend antworteten. Dann gab man ihnen das Verhör Hizay's zu lesen. Alle vier protestirten gegen die Enthüllungen des unglücklichen jungen Mannes, erklärten sie für erlogen oder zum Scherz erfunden.

So sprachen sie, weil ihr Gewissen und ihre Pflicht es ihnen geboten; denn sie fühlten wohl, daß sie verloren waren, und ihre Verurtheilung gewiß war. Ihre ganze Hoffnung beruhte auf dem Gelingen des großen Planes, von dem sie

nichts wieder gehört hatten, denn seit beinahe drei Wochen waren sie in strenger Haft. Sie wußten also nicht, was sich zugetragen hatte. Ihr Erstaunen war groß, als Drault ihnen mittheilte, daß Rochereuil und Georget in diesem Augenblicke Gefangene in der „Heim-suchung“ wären. Es war ein entsetzlicher Schlag für sie.

Sobald sie das Zimmer des Untersuchungsrichters verlassen hatten, kündigte der Nachfolger Descoffes' ihnen an, daß die strenge Haft aufgehoben wäre, und sie von jetzt an frei mit einander und den übrigen Politischen verkehren könnten.

Couchery, Bert, Thouvenin und Richardière trafen sich bald darauf auf dem Korridor der Abtheilung für Politische. Sie sanken einander in die Arme; dann theilten sie einander schnell ihre Eindrücke mit. Sie witterten eine Falle, denn es war sonderbar, daß man ihnen erlaubte, mit einander zu verkehren in demselben Augenblicke, da die Enthüllungen Hizay's ihre Lage furchtbar verschlimmert hatten.

So näherten sie sich Rochereuil, als er, von der Aufhebung der strengen Haft benachrichtigt, sein Zimmer verließ, ganz zeremoniell wie Leute, die sich nicht kennen und sich zum ersten Male begrüßen. Als sie sich versichert hatten, daß man sie, falls sie beobachtet wurden, wenigstens nicht hören konnte, sagte Couchery mit halber Stimme:

„Also fehlgeschlagen?“

„Ja.“

„Wie?“

„Ich werde es Ihnen erzählen. Jetzt haben wir Dringenderes zu thun.“

„Warum sind Sie denn zurückgekommen und dem Wolf gerade in den Rachen gelaufen, Rochereuil? War es nicht genug, daß wir drin waren?“

„Aber ich bin zurückgekehrt, weil ich versuchen will, Sie herauszureißen.“

„Jetzt unmöglich. Hizay, dieser Tölpel, dieser Glende hat sich durch den Untersuchungsrichter einschüchtern lassen. Er hat alles gesagt, was er wußte, und unsere Sache liegt jetzt vollkommen klar. Halt, das ist er, der da in den Korridor tritt, dieser Lump! Wie, man hat die Dreistigkeit, ihn zu uns zu lassen?“

Es war wirklich Hizay, der todtenbleich aussah. Zögernd, fast strauchelnd trat er näher und wagte nicht, die Augen zu seinen Gefährten aufzuschlagen, die ihn mit nur reichlich verdienten Vorwürfen überhäufte. Seit zwei Stunden hatte er bittere Betrachtungen angestellt.

Er stammelte, daß er nicht geglaubt hätte, zuerst zu sprechen; man habe ihn versichert, daß die Andern auch schon gestanden hätten.

„Aber das ist doch gar zu dumm!“ sagte Couchery. „Mein Ehrenwort, das ist zu dumm! Und hat man Dir etwa auch gesagt, daß Rochereuil gestanden hat? Warum hast Du ihn in die Tinte gebracht?“

„Ich habe mir nichts Böses dabei gedacht, weil er doch ins Ausland gegangen ist.“

„Ins Ausland! O, Du Ausbund von Unschuld! Ach, er hat den Kopf verloren! Ins Ausland! Da, sieh ihn Dir an, das ist Herr Rochereuil.“

Hizay stieß einen Schrei aus und rief, Rochereuil am Arm packend:

„Sie sind es, Sie sind Herr Rochereuil? Sie sind nicht im Ausland?“

Pierre zuckte die Achseln und lächelte über diese Naivetät.

„Ach, ich Unglücklicher!“ fuhr Hizay fort. „Verzeihen Sie mir, Herr Rochereuil. Ich glaubte Sie in Sicherheit. Verzeihen Sie mir!“

Ich bin Ihnen nicht böse, mein Junge. Man hatte Ihnen doch genug eingeschärft, daß Sie in der Untersuchung nichts auszusagen sollten. Kein Wort, kein einziges! Es ist nicht so schwer. Aber da will man sich mit dem Richter auseinandersetzen; man hofft, sich aus der Affäre zu ziehen, ohne die Kameraden zu kompromittiren. Dann ist man einmal auf dem Wege und kann nicht mehr Halt machen. Man stürzt die Freunde ins Verderben und rettet sich selbst doch nicht.“

Hizay vergoß heiße Thränen. Er setzte sich auf eine abseitsstehende Bank, barg den Kopf in die Hände und schluchzte.

„Wissen Sie,“ begann Couchery wieder, „daß keine Enthüllungen uns alle wirklich ins Verderben stürzen können?“

„O!“ sagte Rochereuil mit sorglosem Ton, „was thut's, ob die Polizei mehr oder weniger über uns unterrichtet ist?“

Hizay hat über unsere Organisation in Paris nichts Näheres sagen können, und das ist das Wichtigste. Was uns anlangt, so müssen wir von hier fort. Meinen Sie nicht auch?“

„Schöne Frage! Glauben Sie, daß es möglich ist?“

„Ja. Ich hatte hier Vergünstigungen, die uns leider jetzt fehlen. Ich werde Ihnen das noch auseinandersetzen. Aber man kann für Ersatz sorgen. Angenommen, daß man uns vor ein Kriegsgericht schiebt, so haben wir noch zwei bis drei Tage für uns. Das wird genügen. Wollen Sie in mein Zimmer kommen, Herr Couchery? Wir werden dort mit dem Abbé darüber sprechen.“

XXIX.

Schon einmal im Verlaufe dieser Erzählung hatten Juliette Desfrancois und Herr Bourgeois, der Bürgermeister von Poitiers, an der Hecke, die ihre Gärten trennte, eine ziemlich lebhaftere Unterhaltung geführt. Der lebenswürdige alte Herr, der lange der Günstling der großen Katharina gewesen war und viele Jahre hindurch in der vornehmen Welt gelebt hatte, war im Laufe der Zeit von manchen Dingen abgekommen, aber von den Frauen und der Liebe nicht.

Juliette gefiel ihm, und er hätte gern noch eine letzte Tollheit für sie begangen, aber er war zu galant und zu respektvoll in seinem Benehmen gegen Frauen, als daß er ihr in unzarter Weise einen Antrag gemacht hätte, und Juliette, die den ehemaligen Geliebten einer Kaiserin zuweilen mit einem neugierigen Blick streifte, that, als merkte sie nichts. Herr Bourgeois zürnte ihr deshalb nicht und hatte sogar eines Tages zu ihr gesagt:

„Fräulein Juliette, ich bin Ihnen ergeben; wenn ich Ihnen oder Ihren Freunden nützlich sein kann, so verfügen Sie über mich.“

Es war am 14. November. Juliette war in ihrem Zimmer und schien schlechter Laune.

Sie stieg in den Garten hinab und ging an der Hecke entlang, wo sie gewöhnlich Herrn Bourgeois begegnete. Aber es war kalt, und der Herr Bürgermeister erschien nicht. Juliette wurde ungeduldig und stampfte mit ihrem kleinen Fuße nervös auf. Die Nacht kam; Juliette stieg wieder in ihr Zimmer hinauf, blieb dort in großer Erregung und ging mit zusammengezogenen Brauen von ihrem Boulevardfenster nach dem Gartensenster.

Es schlug acht.

„O, nun muß ich mich entschließen,“ sagte sie bei sich.

Sie nahm ihren schwarzen Umhang, hüllte sich hinein, zog die Kapuze über den bloßen Kopf und ging rasch hinunter. Sie durchschritt ihren Garten und eilte gerade auf die Hecke zu. Dort war eine Stelle, wo die Zweige weniger dicht waren und einen so geschmeidigen Körper wie den ihrigen leicht hindurch ließen. Sie raffte die Kleider zusammen und glitt, auf die Gefahr hin, sie zu zerreißen, durch die Hecke. In einer Sekunde war sie auf der anderen Seite. Dann lief sie auf das Haus zu, wo die Fenster des Erdgeschosses erleuchtet waren. Sie näherte sich vorsichtig und gewahrte durch die Vorhänge Herrn Bourgeois, der allein am Kaminsfeuer saß. Er hatte soeben gespeist und las jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Erkältung und Abhärtung.

Zur Erklärung der Erkältung hat man verschiedene Theorien aufgestellt, von denen jedoch bisher keine als unbedingt richtig anerkannt werden kann. Für manche Fälle, z. B. Schnupfen, ist anzunehmen, daß die Erkältung aus irgend eine unbekante Weise die Entwicklung entzündungserregender Bakterien an den betreffenden Stellen begünstigt. Wenn man unter Erkältung die Schädigung versteht, die der Körper durch raschen Wechsel der Temperaturen und zwar auch solcher Temperaturen erleidet, die an sich ohne Schaden ertragen werden können, so wird man ihren vielfachen Einfluß nicht leugnen können. Besonders schädigend wirkt die gefährdete Zugluft, also ein Zustand, in dem die kühlere Luft zugleich von einem gewissen Grade von Bewegung ergriffen ist, namentlich wenn sie Theile der Haut trifft, die sonst bedeckt getragen werden, und noch mehr auf solche, die im Augenblicke der Erkältung zufällig schwitzen.

Nur dann aber entsteht eine Erkältung, wenn drei Momente zusammenwirken, einmal scharfe Temperatur-Unterschiede, gleichviel ob Hitze nach Kälte folgt, oder umgekehrt, dann eine theilweise Abkühlung des Körpers, endlich Ermüdung desselben. So erklärt es sich, daß man sich nicht erkältet, wenn man sich ganz entkleidet, wie zum Baden, daß man aber sofort sich einen Katarrh holt, wenn man etwa die mit Schweiß bedeckte Brust allein entblößt dem Luftzuge

darbietet. Dieser läßt den Schweiß verdunsten, die Brust wird eiskalt, die Gefäße ziehen sich zusammen, das Blut fluthet nach innen, überfluthet die inneren Organe, und es muß ein Katarrh entstehen, wenn das ermüdete Herz nicht mehr im Stande ist, sofort die Kreislauf-Störung durch kräftigen Herzschlag auszugleichen. Wir erkälten uns nicht, wenn wir z. B. morgens früh aus dem warmen Bett aufspringen und nur mit dem Hemd bekleidet das Fenster öffnen. Der Körper ist dann eben ausgerührt, das Herz frisch und gleicht sofort mögliche Stauungen aus. Daher können auch viele gesunde und kränkliche Leute unter Umständen sich Tag für Tag Temperaturwechsel aussetzen, ohne sich zu erkälten.

Den Zusammenhang einer Krankheit mit einer Erkältung vertragen namentlich zwei Umstände. Einmal empfindet der Erkrankte die kühle Temperatur unangenehm und bekommt bald allgemeines Frösteln, und zweitens schließt sich daran bald ein allgemeines Krankheitsgefühl und der Eintritt bestimmter Krankheitsanzeichen. Naturgemäß bestehen zwischen dem erkältesten Hauttheil und den ihm nahegelegenen Organen ganz bestimmte Beziehungen. Erkältung des Halses führt bekanntlich leicht zu Kehlkopf-Katarrh, Menstruationsstörungen entstehen durch Erkältung der Füße und des Unterleibes, Durchfälle durch Erkälten des Bauches, den Schnupfen bekommt man leicht, wenn man aus einem heissem Zimmer in die Kälte kommt, doch auch umgekehrt, und ähnliche Beziehungen finden sich in Menge.

Schon seit langem hat sich die praktische Medizin mit der Aufgabe beschäftigt, den Körper vor zu großer Empfindlichkeit für Erkältungen zu bewahren und, wenn sie doch eintreten, wenigstens ihre nachtheiligen Folgen nach Kräften zu vermindern. Das erste Erforderniß hierzu ist eine von früher Jugend an geübte, vernünftige und maßvolle Abhärtung. Zu einer vernünftigen Hygiene sollte schon in frühesten Jugend der Grund gelegt werden; allein wie sehr hier gefehlt wird, lehrt leider die tägliche Erfahrung. Und so sehen wir denn auch, daß gerade diejenigen Kinder, die am sorgfältigsten vor jedem kalten Luftzuge gehütet und zum Schutz gegen die Unbilden des Wetters mit möglichst vielen Tüchern umwickelt werden, daß gerade diese verzärtelten Sprößlinge ganz besonders häufig von Katarrhen und Halsentzündungen befallen werden.

Diese Verhättselung und Aufschaukelung zeigt sich in systematischer Weise in das Mannesalter fort und wird besonders durch die bei Beamten und Gelehrten so sehr beliebte Ueberreizung der Bureaus, Studierzimmer und Wohnräume oder den methodischen Gebrauch von warmer Bäder, namentlich der Dampfbäder, sowie durch mangelhafte Lüftung der Schlafkammer bis zu vollständiger Erschlaffung der Haut und beständiger Neigung zum Schwitzen in bedenklicher Weise gesteigert.

Es mag zugegeben werden, daß auch wetterfeste Naturen und nicht in Treibhauswärme Aufserzogene den Unbilden und Schwankungen der Temperatur nicht immer ungestraft trocken, immerhin jedoch kann als Grundsatz gelten, daß die Schleimhäute um so seltener von entzündlichen Prozessen befallen werden, je kräftiger und abgehärteter die äußere Haut ist. Daß man durch Einwirkung auf die Nerven der Haut eine Veränderung des Blutkreislaufes und der Absonderung und eine Kräftigung der Haut bewirken kann, ist unzweifelhaft. Bei vielen zu Erkältungen neigenden Personen genügt oft schon das Tragen von Wollkleidern, um den erstrebten Zweck zu erreichen: die Wolle verhütet am besten Schwankungen in der Oberflächen-Temperatur der Haut, auch saugt sie von allen Stoffen am meisten Feuchtigkeit auf und läßt dieselbe am langsamsten wieder verdunsten.

Die Negligétheit der Mütter in bezug auf die Kleidung ihrer kleinen Lieblinge ist zu belächeln; die Kleidung soll ausreichend schützen — gute Fußbekleidung, leichte Bedeckung der Halsgegend, Tragen einer Planeljacke — aber nie verweichlichend einwirken. Ebenso begreift man, daß mit der Beseitigung der übermäßigen hohen Zimmer- und Badetemperaturen eine weitere Ursache für die Erschlaffung der Hautgefäße wegfällt. Ganz besondere Aufmerksamkeit sollte der Hautpflege zugewendet werden. Bei Kindern mache man lauwarmer Waschungen mit Salzwasser von 24 Grad Reaumur Wärme mit nachfolgender Abreibung des ganzen Körpers, bei Erwachsenen nachfolgende Abreibungen der ganzen Körper-Oberfläche von zwei Minuten Dauer mittelst großer Laken, die vorher in kaltes Wasser getaucht und tüchtig ausgerungen sind, mit nachfolgendem Frottiren mit trockenem gewärmten Laken.

Durch die verschiedenen hydropathischen Prozeduren, besonders durch tägliche am Morgen vorzunehmende kalte Waschungen, Abreibungen, Wickelungen, Douchen, im Sommer durch Fluß-, Sturz- und Wellenbäder kann die Haut in hohem Grade gekräftigt und widerstandsfähig gemacht werden. Am besten wirkt unstreitig ein längerer Aufenthalt an der See, mit täglichem Seebade und beständigem Genuß der Strandluft oder eine Kur in einer gutgeleiteten Kaltwasser-Heilanstalt. Auch der längere Aufenthalt an geschützten waldreichen Höhenorten (etwa in Höhe von 400—600 Metern) ist von guter Wirkung. Bei Skrophulösen Kindern sind Soolbäder von 20—25 Grad Reaumur und 10—15 Minuten Dauer angebracht. Die ungeduldigen Patienten müssen freilich bedenken, daß eine seit Jahren groß gezogene Erschlaffung der Haut nicht in wenigen Wochen oder Monaten völlig beseitigt werden kann.

Hat aber eine Erkältung eingewirkt, fühlt man sich in Folge davon unbehaglich, zum Frösteln geneigt, treten die Vorboten eines fieberhaften oder sonstigen krankhaften Zustandes auf, dann ist die gleichmäßige Wärme des Bettes gleichzeitig mit dem Genuß eines

Glasses Glühwein oder einer Tasse warmen Thees oder ähnlicher warmer Getränke, zeitig genug angewendet, oft das beste Mittel zur Verhütung ernstlicher Erkrankung. Die früher noch viel häufiger als jetzt angewendete Schwitzkur hat ihre volle Berechtigung und ist oft das sicherste Mittel zur Abwendung von schweren örtlichen Erkrankungen, die sonst sich einzustellen drohen.

Eine der häufigsten Ursachen von Erkältungskrankheiten sind kalte oder durchnässte Füße. Gegen kalte und schweißige Füße sind die Hauptmittel energische, häufige Bewegung und kaltes Waschen bei peinlichster Keilichkeit. Bei nassen Füßen ist der Wärmeverlust dreimal so groß, als wenn diese Gliedmaßen unbedeckt wären. Wenn man an der Fußbekleidung nur drei Loth Wolle durchnäßt hat, ist nach Pettenkofer's Berechnung zur Verdunstung des darin angehäuftes Wassers ebenso viel Wärme erforderlich, als man nöthig haben würde, um mehr als ein halbes Pfund Eis zum Schmelzen zu bringen. Also sorge man zunächst für gutes wasserdichtes Schuhwerk, und wenn man wirklich nasse Füße bekommen hat, so wechsle man, um üblen Folgen vorzubeugen, sofort die Strümpfe, trockne die Füße tüchtig ab und jottire sie; darauf befördere man den Blutumlauf durch ausgiebige Bewegung, wodurch eine wohlthuende Wärmeregulation hergesteilt wird. — Dr. med. Georg Korn.

Kleines Feuilleton.

—w— Zur Taubenbörse. Wer nicht zu den Eingeweihten gehört, muß meist recht lange suchen, bis er endlich in einer Straße, durch die nicht der geschäftige Verkehr der Großstadt fluthet, an dem Schaufenster eines Lokales jene achtunggebietende Inschrift findet, die ihm verräth, daß drinnen mit jenen beflügelten Wesen gehandelt wird, die als Sinnbild der Saufmuth gelten. Plankirt wird die Inschrift gewöhnlich von einigen gemalten Tauben, die die steife, ungewohnte Hand ihres Schöpfers, eines Firmenmalers, verrathen. Tritt man in das Lokal ein, so bemerkt man nichts Besonderes, denn da im ersten Raum gewöhnlich nicht gehandelt wird, ist hier keine Abweichung von dem Bilde der Berliner „Destille“ zu bemerken. Aber aus dem zweiten Raum löst dem Eintretenden schon das tiefe, lockende oder ärgerliche „Gurr gurr“ entgegen. Die Wände des zweiten Raumes sind manchmal bis in Manneshöhe mit Käfigen aller Art bedeckt, manchmal auch sind regelrechte Gestelle aufgebaut, hinter deren vergitterten Jächern die Tauben paarweise oder einzeln hocken. In der Mitte brennt über einigen zusammengestellten Holzstücken eine Gasglühlicht-Flamme. Im Vorraum und an den Holzstücken sitzen die Verkäufer und Käufer. Es sind meist kleine Gewerbetreibende der Nachbarschaft. Da ist der Wäcker im wehlbestäubten Rock und ohne Kopfbedeckung, ferner der Wäcker mit bestreutem Kittel und öligen Hut, sowie mehrere jüngere Leute. Getrunken wird nicht viel, in den Gläsern ist nur eine schale Reige. Auch die Unterhaltung ist nicht sehr lebhaft, bis durch einen Neuhingekommenen das Geschäft in Gang kommt. Man steht auf und tritt zu den Käfigen, empfiehlt seine Waare, tabelt oder lobt und dieser oder jener schwärmt wohl sogar von einem Paar Tauben, als wenn ihr Besitz ihn selig machen könnte. Die Vögel, die zum größten Theil still in den Käfigen hocken, werden mit einem Stock, der bis dahin auf dem Tisch gelegen hat, aufgeschübelt. Die „Perucker“, große Tauben mit Federperücken, antworten mit einem ärgerlichen „Kug-Kug!“, die „Kojerer“, die helle Mäuler um die Augen haben, fordern „Ruh, Ruh!“ und die „Kröppler“ und „Flieger“ trippeln unter lebhaftem „Gurr, Gurr!“ hin und her, während die „Brieser“, erkennbar an ihrem großen Kopf, mit philosophischer Ruhe dreinschauen. Gegen Geld wird wenig verkauft, sind doch die Preise derartig, daß sie für manchen der Liebhaber einen halben Wochenlohn bedeuten. Kleine weiße Zettel an den Käfigen besagen z. B., daß das eine Paar acht Mark, ein anderes sogar dreizehn Mark kostet. Dafür wird umso mehr „gekittelt“, ausgetauscht. Da kommt es denn öfter vor, daß dieser oder jener übers Ohr gehauen wird, oder daß sich für eine Taube ein Liebhaber gefunden hat, der sie „aus Versehen“ mit in seinen Käfig steckt oder sie in dem häufig als Transportmittel dienenden Weintraubenkorb davontragt. Dann remmen die Mitglieder der Taubenbörse nicht zur Polizei — sondern Richter Lynch verhängt eine Prügelstrafe. —

Literarisches.

g. b. Ludwig Hirsch: *Göhendienst*. Schauspiel in fünf Akten. G. Pierson. Dresden 1897. — Ueber die Arbeit ist nicht viel zu sagen; sie behandelt die zur genüge erdterte Duellfrage. Ein Rechtsanwält und glücklicher Familienvater wird durch die Nachrich betäubt, daß sein bester Freund im Zweikampfe gefallen. Als sich jemand abfällig über den Grund des Duells — die durchaus fragliche Ehre der Schwester — äußert, hält es der Rechtsanwält für seine Pflicht, den beleidigten zu fordern, und folgt seinem Freunde. Der Verfasser hat die einzelnen Figuren des Stücks vorerst als Vertreter verschiedener Anschauungen gedacht und deswegen sind sie leider nur Typen und keine Einzelwesen, die Interesse einflößen könnten, geworden. Der scharfe Dialog vermag uns ebenfowenig wie die sehr geschickte Szenenführung über das Konstruirte des Ganzen wegzutauschen. —

Völkerrunde.

t. Die Trommel als Telephon im innersten Afrika. Vater von Deken, der sich zwei Jahre im Kongostaate

aufgehalten hat, erzählt eine sehr merkwürdige Geschichte, aus der hervorgeht, daß die Neger in jenem der Kultur noch so fernem Lande sich früher einen Fernsprecher geschaffen haben, als man in Amerika und in Europa an unser Telephon gedacht hat. Das Verfahren ist aber nicht nur merkwürdig, sondern auch sicherlicher als die Verständigung durch optische Signale. Der Träger der telephonischen Zeichen ist für die Kongo-Neger die Trommel. Es ist bekannt, daß die Trommel oder Pauke in Afrika überall eine sehr große Rolle spielt und bei nahezu allen Ereignissen im Leben der Familien und der Völker ein unentbehrliches Instrument ist. Es giebt zuweilen bei demselben Stamme eine ganze Reihe von Pauken, von denen jede nur zu einer bestimmten Gelegenheit benutzt wird und sich durch eine besondere Form von den anderen unterscheidet; man hat Trommeln, die nur für den Krieg gebraucht werden, Trommeln, um den Frieden zu verkünden, Trommeln zur Feier einer Geburt und andere zur Trauer bei Begräbnissen. Die Trommel, die zum Tange geschlagen wird, ist nicht dieselbe, die zu Hochzeiten benutzt wird. Meist bestehen die Instrumente aus zwei Antilopenhäuten, die zu beiden Seiten über einen hohlen Baumstamm gespannt sind. Bei der innigen Verbindung, in der die Pauke zum Leben des Negers steht, ist es begreiflich, daß dessen Ohr in der Erkennung des Paukentones sehr geübt ist und selbst aus bedeutender Entfernung zu unterscheiden vermag, ob es eine festliche oder eine traurige Veranlassung ist, welche die Trommel in Bewegung setzt. Werden so die verschiedenen Trommeln unterschieden, so liegt es nahe, auch der Art des Schlagens einen bestimmten Sinn beizulegen und so die Möglichkeit, sich durch den Schlag der Pauken zu verständigen, noch weiter auszubilden. Es hat sich daraus die Einrichtung entwickelt, daß es in jedem Dorfe einen „gelehrten“ Paukenschläger giebt, welcher die Aufgabe hat, bei irgend welchem Bedürfnis zu einer Mittheilung diese durch seine Pauke an die umliegenden Dörfer zu befördern. Hauptsächlich in der Umgegend von Stanley Falls findet man überaus geschickte Paukenschläger, die auf weite Entfernungen hin eine ganze Unterhaltung zu führen im Stande sind und die den Paukenschall genau so gut verstehen wie die menschliche Sprache. Dadurch verbreiten sich Nachrichten mit außerordentlicher Schnelligkeit über große Entfernungen, und die Häuptlinge bleiben dadurch über alle Ereignisse in der Umgegend orientirt. Vater von Deken weiß auch näheres über die Vortheile des Pauken-Telephons mitzutheilen, wie folgendes, im „Electricien“ wiedergegebene Erzählung beweist. Als der Gouverneur Fivö seinen Standort in Basoto hatte, unternahm er mit Begleitung eine Reise, deren Dauer man auf der Station nicht kannte. Als er auf der Rückkehr war, merkte er, daß er erst spät in der Nacht in seiner Behausung wieder eintreffen könnte, und bat daher einen Häuptling, durch einen Trommenschläger die Leute an der Station davon zu verständigen, damit Abendessen bereit gehalten werde, die Europäer befanden sich zur Zeit 4 Stunden von Basoto. Der Tambour führte den Auftrag aus, seine Kollegen vom nächsten Dorfe wiederholten das Mitornell u. s. w. Als die Herren ankamen, wurden sie von ihrem Personal bereits an der gedeckten Tafel erwartet und alles war zubereitet. Fivö fragte nun, was die Pauken denn gesagt hätten, und die Antwort war: „Abend, Bula Matari (Gouverneur) ankommen, nicht alles aufessen.“ Natürlich können auch Mißverständnisse bei dieser Art der Verständigung vorkommen, was ja bei unserem Telephon auch nicht anders ist, auch das sollte der französische Gouverneur erfahren. Bei seiner Abreise von Basoto fiel ihm ein, daß er vergessen habe, von seinen Dienerinnen ein Gruppenbild aufzunehmen. Da nun sein Dampfer noch einmal an Basoto vorüber und dort einige Minuten halten mußte, so wollte er seine Dienerinnen mittels Tambour im Festgewande an die Landungsbrücke bestellen. Er war aber höchst erstaunt, als er bei seiner Ankunft einige Stunden später nicht die verlangten Negerdamen, sondern die Soldaten der öffentlichen Wache in Parade-Uniform mit präsentirtem Gewehr vorfand. Im wesentlichen war das Pauken-Telephon verstanden worden, aber statt Dienerinnen der Tafel hatte man verstanden Bedientete des Staates. Die Paukennachrichten werden meistens am Abend vermittelt, wenn Stille über Dorf und Wald liegt. Uebrigens halten die Trommenschläger aller Dörfer von Zeit zu Zeit eine allgemeine Zusammenkunft, bei der sie ihr ganzes Repertoire durchgehen und nöthigenfalls Ergänzungen und Verbesserungen anbringen. —

Technisches.

k. Die Kraft der kleinen Gebirgsbäche wird durch die Elektrotechnik immer mehr ausgenutzt und der Industrie dienstbar gemacht. Einen sehr interessanten Versuch, auch die kleinen Gebirgsbäche, deren Lauf sehr hoch liegt, zur Krafterzeugung zu benutzen, hat kürzlich die Lyoner Elektrizitäts-Gesellschaft ausgeführt. In dem Dorfe Chaparailan, das 450 Meter über dem Meere liegt, wurde eine Turbinenanlage errichtet, deren Leistung auf etwa 100 Pferdekraft berechnet ist. Das zum Betriebe der Turbinen erforderliche Wasser wird in einem nur 300 Kubikmeter fassenden Reservoir, das in einer Höhe von 1062 Meter im Gebirge angelegt ist, aufgefangen. Von diesem Reservoir führt eine 35 Zentimeter weite Rohrleitung nach der 3200 Meter weit entfernte Turbinenanlage in Chaparailan. Der Höhenunterschied zwischen den beiden Orten beträgt 612 Meter; sodas die Geschwindigkeit, mit der das Wasser in Chaparailan ankommt, sowie sein Druck ganz kolossal groß

ist. Die Wandstärke des Wasserrohres mußte natürlich mit dem zunehmenden Druck des Wassers in den tieferliegenden Theilen ganz bedeutend vergrößert werden, sie beträgt am Anfang der Leitung nur 4 Millimeter, während sie bei dem Ausfluß an der Turbinenanlage 12 Millimeter erreicht. Die ganze Anlage liefert den Beweis dafür, daß selbst hochgelegene kleine Gebirgsbäche, die nur verhältnismäßig wenig Wasser führen, unter günstigen Terrainverhältnissen eine sehr bedeutende Kraftmenge liefern können. —

Humoristisches.

* — Kollegen. Vor kurzem erschien an der Kasse des Gaitty-Theaters in London ein Herr, vorschriftsmäßig im Frack und weißen Halsstuch, der eine Eintrittskarte verlangte. Der anwesende Theaterleiter ließ ihm eine ganze leergebliebene Loge anbieten, er hatte nämlich den schwankenden Gang des Herrn bemerkt. Es war ein konservativer Abgeordneter, der auf einem Kongreß sich durch eine Rede des Lord Salisbury begeistert gefühlt und etwas reichlich auf das Wohl seines Parteiführers getrunken hatte. Der Herr lehnte die Loge ab und nahm einen Parkettstich. Auf seinem Plaze verübte er nun einen großen Lärm, belästigte seine Nachbarinnen und fing an, die auf der Bühne vorgetragene Arien laut mitzusingen. Man machte ihm Vorstellungen, aber ließ ihn doch gewähren, bis ihm der Gedanke kam, sich eine Zigarre in den Mund zu stecken und das Zündhölzchen auf der Schulter einer vor ihm sitzenden Dame im ausge schnittenen Kleide anzustreichen. Da holte man endlich einen Schuhmann und führte ihn ab. Am nächsten Morgen erschien er, immer noch im schwarzen Frack und weißem Halsstuch, vor Sir John Bridge an dem Polizeigerichtshof von Bow-Street. Das Verhör begann: „Wie heißen Sie?“ — „Yonnel Barrat.“ — „Ihr Stand?“ — „Friedensrichter in Dublin.“ — „Also Kollege?“ — Der Kollege verurtheilte ihn zu 25 Pfund Geldstrafe. —

— Ein Prolet. Student: „Sind Sie überhaupt satisfaktionsfähig?“ — Arbeiter: „Ne, ich verdiene mein Geld selber.“ —

— Die Krankheit der Reichen. Kutscher: „Dös is aber schnell, 'End' gan a mit 'n gnädigen Herrn. Was hat ihm denn eigentlich g'shlt?“ — Bedienter: „I kann mir die Krankheit net merken. 'S Gegentheil ist 's halt vom Verbungern.“ — („Simplicissimus“.)

Vermischtes vom Tage.

— Bei einer Kohlengas-Explosion an Bord des deutschen, in Bremerhaven ankommenden Dampfers „Darmstadt“ wurden 11 Personen mehr oder weniger stark verletzt. —

— Zur Charakteristik Pollini's. Ein Gewährsmann der „Köln. Zig.“ hat in der Wohnung einer berühmten Sängerin ein Bild Pollini's gesehen, das die Widmung trägt: Frau Schumann-Heink „von ihrem Brotherrn.“ —

— In Grünberg (Schlesien) grassirt der „Typhus“. — k. Professor Behring, der Entdecker des Diphtherie-Heilserums, soll von den höchsten Farbwerken, von denen das Mittel hergestellt wird, monatlich ungefähr 70 000 M. beziehen. —

— Am Sonntag und in der Nacht zum Montag tobte in der Gegend von Aachen und Köln ein schweres Unwetter. In Simmerath bei Aachen schlug der Blitz in die Kirche, deren Inneres gänzlich ausbrannte. —

— Die bösnische Landesregierung, die zuerst weibliche Aerzte in amtliche Stellen berief, schreibt die Bewerbung für die Stelle einer staatlich angestellten Arztin aus. Besondere Berücksichtigung finden Bewerberinnen aus Deutsch-Oesterreich, aus Deutschland, aus der Schweiz und aus Holland. Das Gehalt beträgt 1600 Gulden; die Privatpraxis für weibliche Aerzte in Bosnien ist sehr lohnend. —

— In der Nacht zum Montag verursachte ein gewaltiger Sturm an der Ost- und Südküste von England, ferner an der belgischen und französischen Küste großen Schaden. Nach dem Sturm folgte an der englischen Küste die höchste Fluth, die in den letzten 30 Jahren vorgekommen ist. Das Arsenal in Woolwich ist unter Wasser gesetzt, ebenso die Kasernen. Das Marinehaus in Margate ist fortgespült. An der Küste von Norfolk sind sieben Schiffe mit der gesammten Mannschaft untergegangen, an Bord eines Schiffes haben sich elf Mann befunden; an der Küste von Cornwall ist ein Dampfer mit der Mannschaft zu grunde gegangen und an der Küste von Yorkshire sind viele andere Schiffe gestrandet. — Von den belgischen Küstenstädten haben namentlich Blankenberghe und Ostende gelitten. In Dünkirchen (Frankreich) wurde ein Theil des Dammes fortgerissen. — Im Kanal sind mehrere Fischer und Boatsen ertrunken. —

c. s. Ein amerikanischer Bildhauer hat von einem Syndikat von Millionären den Auftrag erhalten, für die Pariser Ausstellung vom Jahre 1900 eine aus massivem Golde hergestellte Statue des Präsidenten Mac Kinley zu schaffen. Die Statue soll eine Höhe von sieben Fuß haben und in Gold einen Werth von mehr als vier Millionen Mark repräsentiren. —